(Christoph v. Schmidt)

5,–

126/352

Schmid
202

[Schmid, Christoph von

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam.

Eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde.

Von dem Verfasser der Ostereyer.

Zweite verbesserte Auflage.

Landshut, 1821.
in der Krüll'schen Buchhandlung.

19 B. 2103

Stadtbibliothek
Augsburg

Erstes Kapitel.

Aufsicht über Kinder ein Engelsgeschäft.

Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts lebten auf einem alterthümlichen, aber sehr prächtigen Schlosse, nahe an einem großen Walde, Graf Friderich und Gräfinn Adelhaid von Eichenfels. Ein zartes, wunderschönes Knäblein, Namens Heinrich, das sie unaussprechlich liebten, war ihr einziges Kind. Allein bevor das Kind noch den Namen Vater aussprechen konnte, mußte der edle Graf fort in den Krieg. Die

fromme Gräfinn blieb zurück auf dem Schlosse, und der einzige Trost über die Abwesenheit ihres Gemahls, die einzige Freude in ihrer stillen Einsamkeit war ihr geliebter kleiner Heinrich. Sie hatte sich vorgenommen, ganz der Erziehung desselben zu leben, und ihr ganzes Herz sehnte sich nach dem seligen Augenblicke, da sie mit dem holden Knaben auf dem Arme ihrem theuren Gemahl würde entgegeneilen können.

Eines Abends saß die Gräfinn mit ihrem Kinde auf dem Schooße in ihrem Zimmer. Margaretha, das Kindsmädchen, stand neben ihr und hielt dem Kinde, freundlichscherzend, einige frischgepflückte Blumen vor. Das Kind streckte lächelnd die kleinen Händchen darnach aus, und auch die Mutter lächelte sehr vergnügt, und ergötzte sich an der Freude des Kindes. Da trat

auf einmal ein Diener, der mit dem Grafen ins Feld gezogen war, herein, und brachte die traurige Nachricht, der Graf sey schwer verwundet, und verlange vor seinem Ende, das vielleicht nahe sey, seine Gemahlinn noch zu sehen. Die Gräfinn ward todtenblaß und konnte mit ihren zitternden Händen das Kind fast nicht mehr halten. Der Bothe machte, als er den Schrecken der Gräfinn sah, einige Hoffnung, ihr Gemahl könne wohl noch davon kommen; indeß konnte er doch nicht verhehlen, sie müsse Tag und Nacht ohne Aufhören fahren, wenn sie ihn noch sicher am Leben antreffen wolle. Die Gräfinn entschloß sich, augenblicklich abzureisen. Sie benetzte ihr Kind mit heißen Thränen. „Du guter kleiner Heinrich, sagte sie, ach, du weißt noch nicht einmal, warum deine Mutter

weinet! Armes Kind, du verlierst deinen Vater, ohne ihn zu kennen! O, wie schmerzt es mich, daß ich dich auf dieser weiten beschwerlichen Reise in das Kriegslager nicht mitnehmen kann!"

„O Margaretha, rief sie, indem sie sich zu dem Mädchen wandte, dir übergebe ich das Liebste, was ich hier zurück lasse. Habe doch recht Acht auf das Kind! Laß es keinen Augenblick allein; auch nicht, wenn es schläft. Verpflege es so sorgfältig, als wäre ich zugegen. Trage es an jedem schönen Tage, besonders des Morgens, in den Garten an die frische Luft. Singe ihm ein Liedchen vor, rede mit ihm; zeige ihm öfters Blumen und andere schöne Dinge. Laß dem Kleinen nichts in die Hand, das ihm gefährlich werden, womit er sich stechen, oder das er

verschlingen könnte. Am wenigsten wirst du dich unterstehen, ihm etwas zu leid zu thun, und ihm Zorn und Unwillen über seine kindliche Unbehülflichkeit empfinden zu lassen. Die Aufsicht über kleine Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sey du dem Kinde ein guter Engel! — Die Beschließerinn, der ich das ganze Hauswesen übergebe, wird mir schon wieder erzählen, ob du alle meine Worte genau befolgt habest. Versprich es mir, diese meine letzten Ermahnungen nie außer Acht zu lassen, damit ich wenigstens in diesem Stücke außer Sorge seyn könne. Ich werde alle Stunden zählen, bis ich wieder zurück komme. Wenn du mir das Kind dann heiter und fröhlich in meine Arme zurückgeben wirst, so werde ich dich zu belohnen wissen. Auch werde ich

dir etwas recht Schönes mitbringen, das dir gewiß Freude machen soll."

„Margaretha versprach alles. Die Gräfinn küßte das Kind, segnete es, und blickte mit nassen Augen, indem sie innerlich bethete, lange zum Himmel, gab dann das Kind Margarethen in die Arme, und stieg hierauf unter dem lauten Weinen und Jammern ihrer Dienerschaft und Unterthanen in den Wagen, und fuhr noch bey einbrechender Nacht und einem heftigen Regen ab.

Zweytes Kapitel.

Großes Unglück aus kleinem Ungehorsam.

Margaretha war ein armes, verwaistes Landmädchen. Sie hatte ein kindlich frommes Gemüth, einen hei-

tern, fröhlichen Sinn, und ein sehr liebliches, blühendes Aussehen. Deßwegen hatte die Gräfinn sie zur Wärterinn des kleinen Heinrichs angenommen. Das gute fromme Mädchen befolgte alles, was die Gräfinn ihr befohlen hatte, genau, und es verging keine Stunde, in der ihr die Ermahnungen der Gräfinn nicht zu Sinne gekommen wären. Denn sie liebte die Gräfinn als ihre größte Wohlthäterinn, und hatte an dem holden Kinde die herzlichste Freude, ja sie ehrte in demselben schon ihren künftigen Grafen und Herrn.

Eines Tages saß Margaretha neben dem schöngeflochtenen Wiegenkorbe des schlafenden Kindes, und strickte. Sie hatte den Korb, der sich über dem Haupte des Kindes zierlich emporwölbte, mit Rosen geschmückt, damit

dem Kinde sogleich bey dem Erwachen etwas Schönes in die Augen falle. Ein feiner weißer Flor schützte das Kind, damit keine Fliege es im Schlafe störe — und lieblicher und schöner als die frischen Rosen schienen die rothen Wangen des schlafenden Kindes durch den zarten, durchsichtigen Flor.

Da kamen einige herumziehende Musikanten vor das Schloßthor, und ließen sich da hören. Die Leute im Schlosse liefen alle zusammen und riefen den Musikanten herein in die untere Stube, um sich, weil die Herrschaft eben nicht zu Hause war, bey Musik und Tanz einen lustigen Nachmittag zu machen. Margaretha hörte nichts lieber, als Musik; dennoch blieb sie, der Worte der Gräfinn eingedenk, an dem Wiegenkorbe des schlafenden Kindes ruhig sitzen. Da kam Görge,

der Gärtnerjunge, eilig in das Zimmer. „Gretchen, rief er, komm doch auch herab! Du glaubst nicht, wie lustig es zugeht. Solche prächtige Musik hab' ich noch nie gehört. Der eine hat ein Hackbrett, und schlägt darauf zu, als wollte ers in Stücke zerschlagen. Ein kleiner Bube spielt den Triangel, der auch nicht übel klingt; und ein großer, dickbakiger Junge bläßt das Posthorn dazu, daß einem beyde Ohren klingen, fast lauter als der Triangel! Komm doch geschwind herunter!" Margaretha sagte, sie dürfe das Kind keinen Augenblick verlassen. „Sey nur nicht so kindisch, sagte der leichtsinnige Bursche. Du wirst wohl nicht allein die Heilige machen wollen. Das Kind schläft ja, und du kannst ihm ja nicht schlafen helfen. Komm, komm, und zier' dich

nicht so. In einem Viertelstündchen bist du wieder hier. Einen Reihen wirst du mir nicht abschlagen.“ Margaretha ließ, wiewohl mit klopfendem Herzen, sich bereden, und ging mit hinab. Sie hatte aber wenig Freude; eine große Angst kam sie an. Sie wollte gehen; allein die übrigen hielten sie auf. Zuletzt riß sie sich mit Gewalt los, und eilte zur Wiege des geliebten, ihr anvertrauten Kindes.

Aber — welches Entsetzen ergriff sie! Das Bettchen war leer — sie sah nichts mehr von dem Kinde. Sie faßte sich zwar, und tröstete sich mit der Hoffnung, es habe wohl nur jemand von den Leuten im Schlosse das Kind zum Scherze in ein anderes Bette gelegt, um sie zu erschrecken. Aber schon der Gedanke, die Gräfinn könnte dieses inne werden, machte sie zittern.

Sie eilte von Zimmer zu Zimmer — und sah nirgends etwas von dem Kinde. Eine wahre Todesangst ergriff sie. Sie eilte hinab und rief unter die Tanzenden: „Der junge Graf ist nicht mehr in seinem Bettchen; wer von euch hat mich so erschreckt, und das Kind hinweggenommen?“ Niemand wußte etwas davon; kein Mensch war aus dem Zimmer gekommen. Alle hörten sogleich auf zu tanzen, und die Musikanten gingen fort, ohne das Trinkgeld abzuwarten. Alle, so viel ihrer in der Stube waren, eilten erschrocken hinauf; alles wurde durchsucht. Bald zeigte sich, daß außer dem Kinde noch allerley Kostbarkeiten fehlten. Was konnte man anders denken, als das Kind sey geraubt worden.

Die allgemeine Lustbarkeit verwandelte sich nun in Weinen und Wehkla-

gen. Es war ein Jammer, als trüge man eine Leiche hinaus. „Ach Gott, rief die Beschließerinn lautweinend, ach, die gute Gräfinn — wie wird es erst ihr seyn, wenn sie das hört! Das ist ihr Tod.“ Margaretha aber wollte verzweifeln, sie wäre im ersten Anfall der schrecklichsten Verzweiflung fortgerannt, und vielleicht gar in den Fluß gesprungen, wenn man sie nicht aufgehalten hätte. „O du mein Gott, rief sie mehrmals und voll des heftigsten Schmerzens, wer hätte das geglaubt, daß ein so kleiner Ungehorsam so große schreckliche Folgen haben könne!“

Drittes Kapitel.

Der größte Jammer einer guten Mutter.

Indem nun alle Leute aus dem Schlosse voll Schrecken und Verwirrung, weinend und jammernd, in dem Zimmer des Kindes beysammen waren; indem Margaretha, halb wahnsinnig, scheu und verwildert aus ihren schwarzen Augen blickte, und mit zerrauften Haaren neben dem leeren Bettchen auf dem Boden saß, auf dem die Rosen, die den Wiegenkorb geschmückt hatten, zerstreut und zertreten umher lagen: da ging mit einem Male schnell die Zimmerthüre auf — und die Gräfinn trat herein.

Die Wunde des Grafen war nicht so gefährlich, als es Anfangs geschie-

nen hatte. Sobald er sich außer aller Gefahr befand, hatte die Gräfinn, auf Zureden des Grafen und aus eignem Antriebe ihres mütterlichen Herzens, die Rückreise angetreten, um nur recht bald wieder bey ihrem lieben Kinde zu seyn. Sie war nur aus der Kutsche gesprungen, und sogleich auf das Zimmer geeilt, wo sie den kleinen Liebling ihres Herzens zu umarmen hoffte.

Alles im Zimmer erschrak bey dem Anblicke der Gräfinn. Margaretha that einen lauten Schrey. „O Gott, rief sie, sey mir und ihr gnädig!“ Die Gräfinn sah die todtenblassen Gesichter — die rothgeweinten Augen — Magarethens Verzweiflung — die leere Wiege mit Schrecken. Niemand wollte auf ihre Fragen antworten. Tausend bange Ahnungen, tausend

schreckliche Gedanken zuckten gleich Blitzen durch ihre Seele. Sie zitterte für das Leben ihres Kindes. Als sie endlich die Geschichte halb erfuhr und halb errieth — da war es ihr, als brächen Himmel und Erde auf sie herein; sie sank in Ohnmacht und wäre zu Boden gefallen, wenn nicht alles herbey geeilt wäre, sie zu halten.

„O Gott, o Gott, rief sie endlich jammernd, als sie wieder zur Besinnung gekommen war, welch ein entsetzliches Leiden hast Du mir aufgelegt! Ach, mein Kind, mein Kind, mein liebstes Kind! O mein Gemahl, mein theuerster Gemahl, ach, diese Bothschaft wird dir tiefere Wunden schlagen, als das Schwert der Feinde! — O du lieber, lieber, guter kleiner Heinrich, wo bist du wohl jetzt? In welche Hände bist du gefallen? O, wenn du von

Räubern verführt werden und ohne Unterricht, ohne gute Sitten aufwachsen solltest — wie schrecklich wäre das? Ich kann nicht einmal daran denken! Ach, lieber weinte ich an deinem kleinen Grabe! O, dann wärest du ein schöner Engel an Gottes Throne und ich hätte den Trost, dich dort einstens wieder zu sehen! Aber jetzt fehlt mir auch dieser einzige, dieser süßeste Trost! Ach, was kann, was wird unter solchen Menschen aus dir werden?"

„O Gott, rief sie dann wieder, und fiel auf die Knie nieder, und blickte mit gerungenen Händen weinend zum Himmel. O guter Gott, Du einziger Trost in allen Nöthen! Mein Kind ist zwar meinen Armen entrissen, aber deiner Hand kann es nicht entzogen werden. Ich weiß nicht, in welchen finstern Wäldern, in welcher Räuberhöh-

le es sich befinde; aber dein Auge sieht es, wo es auch ist. Ich kann ihm nichts Gutes und Liebes mehr erweisen, aber Du und nur Du allein kannst es erhalten. Du hörest ja das Schreyen der jungen Raben — o höre auch das Flehen dieses Kindes, das gewiß weint und wimmert und sich nach seiner Mutter sehnt. — Mir und meinem lieben Gemahl' aber gieb die Gnade, diesen Verlust zu ertragen! Obwohl zunächst Unvorsichtigkeit und Bosheit der Menschen uns den kleinen Engel geraubt haben — so ließest doch Du es zu. Du fügtest es so; Dir will ich mein Kind mit vertrauendem, wiewohl blutendem Herzen zum Opfer bringen. Ich weiß es gewiß, auch dieser Schmerz wird mir unter deiner Leitung einmal zum Heile seyn.“ So tröstete sich die trauernde Mutter.

Margaretha aber war ohne allen Trost. Sie fiel der Gräfinn zu Füßen und bat sie um Verzeihung. „Ach, sagte sie zur Gräfinn, wenn ich das Kind mit meinem Blute aus den Händen der Räuber befreyen könnte, ich wollte gerne den letzten Tropfen vergießen. Lasset mich hinrichten; ich will gerne sterben.“ Die Gräfinn verzieh ihr. „Deine aufrichtige Reue verdient Vergebung, sprach sie; es soll dir kein Leid geschehen. Du siehst aber, wie gut ichs meynte, wie weise mein Befehl war; du hast es nun erfahren, was Ungehorsam, Leichtsinn, Hang zu Lustbarkeiten für großes Unglück anrichten können. Unser aller Freuden auf dieser Welt sind nun für immer dahin, wie die Rosen hier, die welk und entblättert auf dem Boden umher liegen.

Nachdem die Gräfinn sich von dem ersten Schrecken erholt und vernommen hatte, das Kind sey erst vor ein paar Stunden geraubt worden, so schickte sie sogleich eine Menge Leute aus, es aufzusuchen. Ein Bothe nach dem andern kam wieder zurück. Margaretha lief jedem entgegen, und weinte immer aufs neue, sobald sie schon von weitem seine trostlose Miene sah. Endlich kam auch der letzte, ohne die geringste Spur von dem Kinde entdeckt zu haben, und Margaretha weinte sich fast die Augen aus. Nach und nach wurde sie zwar ruhiger; allein sie war immer sehr blaß und ging umher, wie ein Schatten. Jedermann hatte Mitleiden mit ihr. Auf einmal verschwand sie, und kein Mensch wußte, wo sie hingekommen war.

Viertes Kapitel.

Die Räuberhöhle.

Eine Zigeunerinn, ein altes, häßliches Weib mit pechschwarzen Haaren und gelbbraunem Gesichte, hatte das Kind geraubt. Das Weib gab sich, leichtgläubige Menschen zu betrügen und zu bestehlen, mit Wahrsagen ab. Unter diesem Vorwande war sie schon früher einmal in das Schloß gekommen, und hatte alle Gelegenheiten wohl ausgekundschaftet. Sie stand mit dem Aeltesten der drey Musikanten im Einverständnisse, und während dieser mit lärmender Musik alle Leute im Schlosse in die untere Stube lockte, war die Zigeunerinn durch ein kleines Thürlein in der Gartenmauer, das der Gärtnerjunge aus Unachtsamkeit offen gelassen

hatte, in den Schloßgarten, und auf einer wenig besuchten Wendeltreppe in das Zimmer des Kindes geschlichen, hatte das Kind und was sie sonst in der Geschwindigkeit zusammenraffen konnte, genommen und war damit durch den Garten schnell in den nahen Wald entflohen.

Dort verbarg sie sich mit dem Kinde in ein Dickicht, bis es völlig Nacht war. In der finstern Nacht machte sie sich auf, und trug das Kind weiter. Sie ging auf lauter abgelegenen, heimlichen Wegen. Mit Lebensmitteln hatte sie sich hinreichend versehen. Den Tag über versteckte sie sich wieder in dichtes Gesträuch oder in das Korn. So wanderte sie viele Meilen weit fort, bis ins Gebirg. Hier befand sich, tief unter der Erde, eine schauerliche Höhle, die ein Theil eines eingegangenen, halb-

verschütteten Bergwerkes war. Der Eingang dazu war von Felsentrümmern und verwachsenen Dornen so gut versteckt, daß ihn nicht leicht ein Mensch finden konnte. Nachdem die Zigeunerinn lange durch Gestein, Dorngesträuch und Brombeerstauden gekrochen war, kam sie an eine eiserne Thüre, zu der sie den Schlüssel hatte. Sie öffnete die Thüre und kam denn durch einen langen Gang, der wohl eine Stunde dauerte, endlich in die Höhle.

Diese Höhle war der Aufenthalt von Räubern. Hier verbargen sie sich, um vor der strafenden Gerechtigkeit sicher zu seyn. Hier verwahrten sie in großen schweren Küsten ihre geraubten Schätze — eine Menge prächtiger Kleider und kostbare Geräthe, Gold und

Silber, Edelsteine und Perlen. Die Räuber, furchtbare Männer, mit trozigen Gesichtern und rauhen Bärten, saßen, als die Zigeunerinn mit dem Kinde ankam, eben beysammen, tranken, rauchten Tabak und spielten in den Karten. Sie hatten eine große Freude, als sie vernahmen, dieses Kind sey der junge Graf Heinrich von Eichenfels, und sie überhäuften die Zigeunerinn mit Lobsprüchen über den gelungenen Raub. Ein solches Kind vornehmer Aeltern in ihre Gewalt zu bekommen, hatten sie schon lange gewünscht. „Du hast dich trefflich gehalten, alte Großmutter! sagte der Räuberhauptmann. Nun sind wir vollkommen sicher. Wird einmal einer von uns gefangen, so drohe er nur, daß wir übrigen, sobald wir hörten,

man habe einem unsrer Spießgesellen ein Leid gethan, dieses Kind gemäß unsrer Abrede schrecklich zu Tode martern würden. Da wird man seiner gewiß schonen, oder ihn vielleicht gar gehen lassen." Der Hauptmann befahl hierauf der Zigeunerinn, die den Räubern kochte und die Hauswirthschaft führte, wohl für das Kind zu sorgen, damit es doch gewiß am Leben bleibe.

In dieser schauerlichen Höhle kam nun das holde Knäblein zur Vernunft und lernte reden. Die Erinnerungen aus seiner ersten Kindheit erloschen. Es wußte nichts mehr von der Sonne, dem Monde, der ganzen schönen Erde Gottes. Kein Strahl des Tages fiel je in diese Wohnung des Schreckens. Nur eine Lampe, die Tag und Nacht brannte, hing von dem dunklen, rußigen Gewölbe der Höhle herab, und erhellte mit

ihrem trüben, rothen Schimmer die rauhen Felsenwände. An Lebensmitteln war kein Mangel. Die Räuber brachten Brod, Fleisch, Gemüse, und besonders solche Speisen, die sich leicht aufbewahren ließen, und auch Wein im Ueberflusse. Ein großes Faß mit Wasser in einer Ecke der Höhle, das sie von Zeit zu Zeit frisch auffüllten, vertrat in dieser unterirdischen Haushaltung die Stelle des Brunnens. Da sie das Wasser aber weit holen mußten, so ging die Zigeunerinn sehr sparsam damit um, und schärfte es dem Kleinen sehr ein, den Hahn immer wohl zu schließen. Eine Streu von Binsen, die jedoch mit prächtigen Teppichen bedeckt war, diente den Räubern zum Nachtlager.

Die Zigeunerinn ließ dem Kleinen nichts abgehen. Sie gab ihm reichlich

zu essen; allein sie unterrichtete ihn gar nicht im Guten. Das Kind lernte weder lesen noch schreiben, und hörte aus dem Munde dieser bösen Menschen nie ein Wort von Gott. Nur einer unter den Räubern, ein Jüngling und der Sohn ehrlicher Leute, den aber die Lust zum Spielen zu dieser schrecklichen Lebensart verleitet hatte, unterhielt sich gerne mit dem Kleinen und brachte ihm, so oft er heimkam, etwas mit, ihm einen kleinen Zeitvertreib zu machen. Er schenkte ihm allerley von Holz ausgeschnitzte schönbemahlte Figuren, die Abbildung einer Schäferey mit vielen Schaafen, nebst Schäfer und Schaafhund, eines Gartens mit allerley Bäumen, an denen gelbe und rothe Früchte hingen, einen kleinen Spiegel und andere dergleichen Spielwerke für Kinder. Einmal kaufte er ihm eine klei-

ne Flöte, und lehrte ihn ein Liedchen darauf spielen; ein anders Mal brachte er ihm einen Bund gemachter Blumen und lehrte ihn, selbst Blumen aus Papier ausschneiden, sie zusammen fügen und mit allerley Farben bemahlen. Der Kleine beschäftigte sich auf diese Art manche Stunde. Das Liebste aber aus allen seinen Spielsachen war dem Kinde ein kleines Bildniß seiner Mutter, das die Zigeunerinn in dem Schlosse entwandt hatte. Es war unvergleichlich schön und lieblich gemahlt, in Gold und geschliffenen Kristall gefaßt, und ringsum mit Diamanten besetzt. Die Zigeunerinn ließ es ihm, aber nur hie und da auf eine kurze Zeit, wenn sie besonders guter Laune war.

Der junge Räuber betrachtete das Bild öfter, gedachte seiner eignen Mutter und wischte sich eine heimliche Thrä-

ne aus dem Auge. „Armes Kind, sagte er bei sich selbst, es war doch grausam, dich einer solchen Mutter vom Herzen hinweg zu reißen. O wie ganz anders würdest du es bey ihr gehabt haben, als hier in diesem schauerlichen Aufenthalte! — Und deine gute Mutter, wie wird sie um dich weinen! Könnte ich dich in ihre Arme zurückbringen — wie gerne würde ich es thun! Aber ich selbst bin wie ein Gefangener! Hundert Male wäre ich schon entlaufen, wenn meine vorgeblichen Freunde mir getraut und mich nicht immer so sorgfältig bewacht hätten?“

Er führte mit dem Knaben allerley Gespräche, erzählte ihm mancherley, das dem Kleinen Freude machte, und seinen Verstand weckte; allein von Gott und Ewigkeit durfte er nicht mit ihm reden; das hätten die übrigen Räuber nicht ge-

kitten, weil sie sich vor allem scheuten, was ihr Gewissen aufwecken konnte.

Fünftes Kapitel.

Versuch zu entrinnen.

Da der Knabe etwas älter wurde, war er sehr neugierig zu wissen, wo die Männer denn immer hingingen. Er bat sie öfter, ihn mitzunehmen. Allein sie wiesen ihn allemal kurz und rauh ab und vertrösteten ihn auf ein anders Mal. Einst waren sie wieder auf den Raub ausgezogen. Die alte Zigeunerinn, die gar nicht mehr gut zu Fuße war und immer zurückblieb, war dem muntern Knaben eine sehr traurige Gesellschaft. Sie war immer sehr grämlich und saß, wegen ihrer triefenden Augen, oft stundenlang hinter einem grünen Lichtschirm und flickte altes Leinenzeug oder zählte Geld,

ohne ein Wort zu reden. Dann schlief und schnarchte sie wieder mehrere Stunden in Einem fort.

Als sie nun wieder einmal fest eigeschlafen war, faßte der Knabe Muth, zündete eine Wachskerze an, ging in dem dunklen Gange, durch den die Räuber alle Male fortzogen, immer weiter und weiter, und kam endlich an die eiserne Thüre. Es gelang ihm aber nicht, sie zu öffnen, indem sie mit einem schweren Schlosse fest verschlossen war. Traurig kehrte er zurück. Allein der Gang, durch den er gekommen war, hatte mehrere schmale Nebengänge, in denen man Stunden weit unter der Erde umher gehen konnte. Der Kleine ging in den ersten Gang, den er im Zurückgehen bemerkte, hinein. Nachdem er lange Zeit gegangen und seine Kerze bereits ausgebrannt und am Erlöschen war, schien

es ihm, als sähe er in weiter Ferne ein brennendes Licht. Voll Neugierde ging er darauf zu. Das röthlich strahlende Licht wurde immer größer und endlich so groß, daß es ihm als eine feurige, aufrecht stehende Gestalt vorkam. Er aber ging immer muthig vorwärts, und stand endlich an einem Felsenrisse, durch den die Morgenröthe herein schien, und durch den man bequem in das Freye hinaus gehen konnte — und mit Einem Sprunge war der hocherfreute Knabe hinaus.

Wie es ihm aber war, als er, diesem dunklen, unterirdischen Aufenthalte entronnen, nun das erste Mal unter Gottes schönem, blauen Himmel in einer prächtigen Gegend voll waldiger Berge dastand — das kann keine Zunge aussprechen. Es war ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wollte eben aufgehen und der Morgenhimmel glänzte wie

Glut, und auf Wald und Gebirg schwebte ein röthlicher Duft. Der Boden war überall mit Gras und Blumen bedeckt; die Vögel sangen. Unten im Thale ruhte ein heller See, in dem sich das Morgenroth und die grünen Gipfel der Berge umher mit wunderbarer Klarheit abspiegelten.

Der Knabe war wie vom Blitze getroffen. Er war vor Erstaunen außer sich — es war ihm, als sey er aus einem langen, tiefen Schlaf erwacht, und er taumelte wie schlaftrunken. Er konnte nur schauen — er fand lange keine Worte, sein Erstaunen auszudrücken. Endlich rief er: „Wo bin ich doch hingekommen? Wie weit — wie unermeßlich weit ist es um mich her! O wie schön — wie herrlich ist alles!“ Und dann staunte er wieder eine hohe Eiche oder einen Felsen voll grüner Tannen,

oder den spiegelhellen See, oder einen blühenden Strauch von Waldrosen an.

Jetzt ging über einen entfernten Tannenhügel zwischen goldenen Wolken die Sonne auf. Der Kleine sah mit starrenden Augen hin; ihm war es, ein Feuer lodere empor und er meynte wirklich, die Wolken, die er das erste Mal sah, fingen an zu brennen. Unverwandt sah er hin — bis endlich die Sonne, von leichtem Morgenduft wie von einem zarten Flor bedeckt, golden, rund und schön über den Hügeln schwebte. „Was ist doch das? Welch ein wunderbares Licht!" rief der Knabe, und stand noch immer mit starrenden Blicken und vor Verwunderung ausgestreckten Armen — bis er endlich, von dem zunehmenden Glanze geblendet, die Augen wegwenden mußte.

Hierauf ging er ein wenig umher; er getraute sich aber kaum weiter zu gehen, aus Furcht, die schönen Blumen zu zertreten, mit denen der Boden überall wie besäet war. Auf einmal erblickte er ein junges Lamm, das sich unter einem blühenden Rosenstrauche gelagert hatte. „Ey, ein Lamm, ein Lamm!“ rief er freudig. Er eilte hin und faßte es an. Das Lamm regte sich, stand auf und blöckte. Der Kleine fuhr erschrocken zurück. „Was ist das? rief er. Das lebt ja! Es kann gehen — es hat eine Stimme! Die meinigen sind alle stumm und todt und keines rührt sich. Welch ein Wunder! Wer hat ihm doch das Leben gegeben?“ Er wollte sich mit dem Lamme in ein Gespräch einlassen; er that allerley Fragen an das Thierchen — und ward zuletzt ärgerlich, daß es nur immer mit dem

nämlichen unverständlichen Schrey antwortete.

Jetzt kam ein junger Hirt, ein schöner blühender Jüngling mit rothen Wangen und gelben Haaren, herbey, der das Lamm vermißt und gesucht hatte. Er hatte dem Kleinen schon lange zugesehen, und wußte nicht, was er von ihm halten solle. Der Knabe erschrack zuerst über den Anblick des Jünglings. Da der Jüngling ihn aber sehr freundlich grüßte, so faßte der Kleine Muth. „O wie schön bist du!' sprach er zu dem Jünglinge. „Und sag' mir doch, fuhr er fort, indem er mit weit ausgebreiteten Armen auf Himmel und Erde deutete, gehört diese große, große weite Höhle dein? Darf ich nicht hier bey dir und bey deinem Lamme bleiben?" Der Jüngling verstand das Kind nicht, und meynte anfangs, es sey verrückt. Er

fragte es, wie es hieher gekommen sey. Als nun der Kleine sagte, daß er aus dem Boden herausgekrochen sey, und dann von der alten Großmutter und den bärtigen Männern erzählte — da wurde es dem Hirten unheimlich; es kam ihn eine große Furcht an. Er nahm indeß den Knaben doch voll Mitleids auf den einen Arm, faßte sein Lamm unter den Andern, und eilte so schnell davon, als setzten ihm die Räuber schon auf dem Fuße nach.

Sechstes Kapitel.

Die Einsiedeley.

—

In dem Gebirge lebte ein alter, sehr ehrwürdiger Einsiedler, der über achtzig Jahre zählte, und, wegen seiner Weisheit und Frömmigkeit, unter dem Namen Vater Menrad, weit umher be-

rühmt war. Zu diesem dachte der Hirtenjüngling das gefundene Kind zu bringen. Die Einsiedeley, zu der es nicht sehr weit war, lag an der Seite eines Berges nächst dem See, und glich einem Paradiese. Die kleine, mit Rebenblättern überkleidete und mit einem bemoosten Schilfdache bedeckte Klausnerhütte stand zwischen schattichten Fruchtbäumen, mitten in einem Garten voll der schönsten Blumen und Kräuter. Hinter der kleinen Hütte erhob sich ein Weinberg, und seitwärts zog sich ein schmales Kornfeld längs dem Berge hin. Und wo sonst noch zwischen den Felsen ein übriges Plätzchen war, stand ein Baum, der die herrlichsten Früchte, oder wenigstens ein Strauch, der köstliche Beeren trug. Auf einem Felsen, der sich weit über den See hinausbog, ragte die Kapelle mit spitzigem Thürmlein em-

kor, und eine Treppe, die in den Felsen eingehauen war, führte dazu hinauf.

Der ehrwürdige Greis saß, als der Jüngling mit dem Knaben durch das vergitterte Pförtchen des Gartens herein kam, eben auf einer hölzernen Bank unter einem Apfelbaume, wo man die prächtigste Aussicht über den See hatte. Ein großes Buch, in dem er sehr andächtig las, lag vor ihm auf dem Tische. Die wenigen Haare, die seine kahle Scheitel umgaben, und sein grosser Bart waren weiß wie Schnee, seine Wangen aber noch blühendroth, wie die Wangen eines Jünglings.

Mit treuherziger Leutseligkeit stand er auf, grüßte beyde, hörte die Erzählung des Jünglings mit freundlicher Aufmerksamkeit an, und fragte den Knaben um dessen Namen, indem er ihn voll des innigsten Mitleidens auf seine Arme nahm.

Er ahnete bald, das Kind sey vornehmen Aeltern von den Räubern geraubt worden. „Laß den Kleinen bey mir, sagte er zu dem Jünglinge, und sage für jetzt noch keinem Menschen davon. Ich hoffe, seine Aeltern sind noch aufzufinden — und hier ist er indeß gegen die Nachstellungen der Räuber am besten geschützt. Sie fliehen meine Zelle wie das Feuer. Gold und Silber ist bey mir nicht zu holen, und guten Rath und heilsame Ermahnungen, die freylich oft mehr werth sind als Gold und Silber, hassen sie.“ Zu dem Knaben aber sprach er: „Sey mir herzlich gegrüßt, lieber Heinrich! Ich will dein Vater seyn, und für dich sorgen, bis ich dich deinem Vater und deiner Mutter wieder zurück geben kann. Nenne mich von nun an nicht anders, als Vater!“

Der Alte bewirthete hierauf seine Gäste mit Milch und Brod, und nachdem der Jüngling sich erquickt hatte, ergriff er seinen Hirtenstab, um zu seiner Heerde zurück zu kehren. Der Kleine wollte das nicht zugeben. Er weinte und hielt ihn am Kleide. Allein da der Jüngling versprach, bald wieder zu kommen, und ihm das Lamm schenkte, so gab er sich zufrieden, und zeigte über das Geschenk, das in seinen Augen einen unermeßlichen Werth hatte, eine ganz ungemeine Freude.

Siebentes Kapitel.

Die Sonne und die Blumen.

—

Da der Jüngling fort war, setzte der mitleidige Greis den Knaben, um sich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, neben sich auf die Bank. „Lieber Heinrich,

fing er an, weißt du denn gar nichts von deinem Vater und von deiner Mutter?"

„O ja, sagte Heinrich, ich habe eine schöne Mutter — hier in meiner Tasche. Da sieh einmal!" Er zog das kleine Bildniß heraus, das er zu sich gesteckt hatte, und das in einem schönen Futteral von rothem Safian wohl verschlossen war. Der arme Kleine hatte das Bildniß seiner Mutter noch nie am Sonnenlichte gesehen. Er erstaunte jetzt über die Klarheit und Schönheit desselben, und über den Glanz der blitzenden Diamanten, die es umgaben, vergingen ihm die Augen.

„Wie es doch bey dir so helle ist!" sprach er. „Aber sag' mir nur, fuhr er fort, und zeigte auf die Sonne, wer hat denn die schöne goldene Lampe da droben angezündet, die alles rings umher so

hell macht? Ich kann sie nicht einmal ansehen vor Glanz. Die in unsrer Höhle war dagegen nur trüb und armselig. — Und wie kommts denn, daß sie immer höher und höher hinausrückt? Als ich sie zuerst sah, kam sie hinter den Bäumen hervor, und in kurzer Zeit war sie schon so hoch droben, daß ich sie nicht mehr hätte erreichen können, wenn ich auch auf dem höchsten Baum gestanden wäre. Wie ist doch dieß gemacht, daß sie so frey schwebt und sich so bewegt? Man sieht doch nirgends eine Schnur. Was treibt sie denn? Und wer steigt wohl da hinauf, frisches Oel nachzugießen?"

Vater Menrad sagte ihm, daß man dieses große schöne Licht die Sonne nenne, und daß es wohl schon tausendmal länger, als der kleine Heinrich lebe, immer so

laufe und in Einem fort so brenne, ohne eines Tropfen Oels zu bedürfen.

„Das begreife ich nicht!“ sagte Heinrich. „Aber was du da für wunderschöne Blumen hast!“ fing er wieder an, und stand auf, und sprang zu den Beetchen hin, deren jedes einem vollen Blumenkorbe glich. „O wie unvergleichlich schön roth und gelb und blau sie bemahlt sind! Und wie alle die unzähligen Blättchen so schön und zart, eines wie das andere, ausgeschnitten sind! Und aus was wohl alle diese Blättchen seyn mögen? Papier ist dies keines, ja Seide ist nichts dagegen. Sag', hast du alle diese Blumen gemacht? O da mußt du lange gebraucht haben! In einigen sind gar unbeschreiblich feine und zarte Zäserchen. Da gehörte eine feine Scheere dazu, und scharfe Augen. Ich habe wohl

auch schon Blumen gemacht; aber so schön kann ichs nicht."

Menrad sagte, daß kein Mensch eine solche Blume machen könne, und daß sie alle von selbst aus der Erde gekommen seyen. Allein Heinrich wollte das nicht glauben. „Das kann gar nicht seyn, sprach er; da will ich doch viel lieber glauben, du habest sie gemacht." Der Greis zeigte dem Knaben die zierliche Samenkapsel der gefüllten Mohnblume, schüttelte ihm die winzigkleinen runden Körnlein auf die Hand und sagte ihm, in jedem solchen Körnlein stecken eine Menge solcher großer purpurrothen Blumen, die daraus hervor kämen, wenn man die Körnlein in die Erde lege — und so seyen auch alle übrigen Blumen aus ähnlichen kleinen Körnlein gekommen. Der Knabe sah den Greis an, ob das sein Ernst sey, und sprach: „Aus einem solchen

winzigkleinen Kügelein sollte eine so große, schöne Blume kommen? Da müßte ja ein solches Körnlein unendlich künstlicher eingerichtet seyn, als die künstlichste goldene Taschenuhr." „Das ist es auch!" sagte Menrad. „Aber wer hat denn das Körnlein gemacht?" sagte der Kleine. „Es wäre, dünkt mich, doch noch leichter, alle diese Blumen zu machen, als ein einziges solches Körnlein!"

Er betrachtete die Blumen aufs neue, ging immer von einem Blumenbeetchen zum andern und konnte sich nicht satt daran sehen. Indeß wurde es ihm an der Sonne zu heiß. „Was diese Lampe für eine Hitze hat! rief er. Sie ist so weit weg, und macht einem doch so warm! Es ist ein wunderbares Licht!" Menrad führte den Kleinen wieder unter den Apfelbaum, der bereits Bank und Tisch lieblich beschattete. „Da ist es

doch recht kühl und angenehm, sagte Heinrich, indem er zum Baume aufblickte. Der Baum ist gerade wie ein grüner Schirm, der nicht nur gegen das zu heftige Licht, sondern auch gegen die Hitze schützt. Wie groß er ist und wie viele tausend Blättchen er hat! Der Stamm ist, wie ich sehe, wohl aus Holz gemacht. Aber doch glaube ich bald nicht mehr, daß du diese unzählige Menge von Blumen und Blättern gemacht habest. Das Stück Arbeit wäre doch gar zu groß!"

Achtes Kapitel.

Kräuter und Bäume.

—

Indeß ging der Greis in die Hütte und besorgte ein kleines Mittagsmahl. Er brachte zuerst Milch und Brod, und

dann

dann für den Knaben Butter und Honig, und ein niedliches Körblein voll der schönsten Aepfel; für sich aber Wurzeln und Kräuter, eine große, goldgelbe Melone und etwas rothen Wein in einer hellen, gläsernen Flasche. Heinrich ließ es sich sehr gut schmecken, und sagte zu dem Greise: „Aber wo nimmst du denn alle die guten Sachen? Ziehst du bisweilen auch auf den Raub aus?“

Vater Menrad erzählte ihm unter dem Essen, wie wunderbar alles gewachsen sey. „Sieh', sagte er, da er eben nach einem Apfel griff, ihn für Heinrich zu schälen und zu zerschneiden, diese Aepfel hier im Körblein bekam ich von diesem Baume. Aus den dünnen Zweiglein des Baumes kommen von Zeit zu Zeit ganze Körbe voll solcher schönen Aepfel hervor.“ „Ist das aber auch

wahr?" sagte Heinrich, indem er Menrad bedenklich ansah. Vater Menrad nahm den Knaben auf den Arm, beugte einen Ast herab, und zeigte ihm die kleinen, grünen Aepfelein. „Siehst du nun, sagte er, wie sie aus den Zweiglein hervor kommen. Sie werden nun immer größer und größer, und zuletzt so groß, und so schön gelb und roth, wie diese hier in dem Körbchen. Der ganze große Baum selbst aber, sagte Menrad, indem er den Apfel zerschnitt, kam aus einem solchen kleinen Kernlein, wie hier an dem Messer eines hängt. Ich habe diesen Baum da noch als ein solches Kernlein gekannt. In einem jedem solchen Kerne steckt ein solcher Baum, ja wohl eine unzählige Menge solcher Bäume. Ja aus dem einzigen Kernlein könnte man so viele Aepfel bekommen, daß sie die Welt nicht fassen wür-

de, und daß ein Mensch, wenn er auch ewig lebte, sie nicht zählen könnte."

„Auch das Brod hier kommt aus ähnlichen Körnlein, fuhr Menrad fort, indem er dem Knaben einige Getraidkörnlein zeigte, die er aus der Hütte mitgebracht hatte. Es ist da wie mit dem Apfelkerne oder den Samenkörnlein der Blumen. Aus einem einzigen solchen Getraidkörnlein könnten wir viele tausend solche Brode bekommen, wie das hier auf dem Tische." Menrad beschrieb es ihm ausführlich, wie das zugehe, und zeigte während des Gesprächs auf sein reiches Kornfeld, wo man vor Kurzem nichts als Erdschollen gesehen habe. Heinrich sprang hin, und fand zu seiner großen Freude bereits in jeder Aehre kleine Körnlein.

„Und so, beschloß Vater Menrad, ist es mit allen grünen Gewächsen, die du weit und breit umher erblickest. Alle, das Gras hier zu unsern Füßen, die blühenden Rosensträuche dort, die unzähligen Kornähren und die Reben, die dort die Hütte und den Hügel über der Hütte bedecken, die ungeheuren Eichen und Fichten dort auf dem Berge und das kleine Moos hier am Stamme des Apfelbaums — grünten und blühten aus solchen Körnlein auf, oder können wenigstens daraus gezogen werden. Alles, was du hier auf dem Tische erblickest, Milch und Butter, die aus Gras kommen, der Honig, der aus Blumen bereitet wird, das nahrhafte Brod und der stärkende Wein; alle die Kräuter und Wurzeln und Früchte hier, die Kresse, der Rettich, die große, schöne Melone; auch die Zweige, aus denen diese netten

Fruchtkörblein geflochten, das Holz, aus dem Teller und Becher gedreht worden, ja sogar Tisch und Bank haben wir solchen kleinen Körnlein zu danken. Ich brauchte sie nur in die Erde zu legen, um hier einen Apfelbaum, und dort hunderttausende von Aehren aus der Erde hervorkommen zu machen, und so meinen Aufenthalt, der vorhin eine Wüste war, mit allem, was schön ist, reichlich auszuschmücken, und an allem, was zum Leben nothwendig ist, Ueberfluß zu haben."

Dem Knaben waren dieß lauter Wunderdinge. Wie er vorhin alles voll Erstaunen anschaute, so höchst erstaunt hörte er jetzt der Erzählung des Einsiedlers zu.

Neuntes Kapitel.

Die Quelle und der Regen.

Indeß hatte sich die Sonne gewendet; die Blumenbeete des Gartens lagen im Schatten. Einige Blumen, die Menrad vorzüglich liebte, waren an der Sonnenhitze etwas welk geworden. Obwohl er auf baldigen Regen hoffte, so wollte er dennoch aus weiser Vorsicht wenigstens seine Lieblingsblumen etwas begießen. Er nahm seine Gießkanne, führte den Knaben an der Hand, und ging zur Quelle, die reichlich aus einem großen, mit Moos bewachsnen Felsen hervorbrach.

Heinrich schlug vor Erstaunen die Hände zusammen. „Welch eine Menge Wasser das ist, rief er, die da aus dem Steine herausrinnt! Alle Augenblicke

meyne ich, es müsse aufhören, und immer fließt es gleich stark fort. Wer hat doch die Menge Wasser oben hineingegossen, und wo nimmt man Wasser genug her, nachzufüllen? — Du solltest die Oeffnung verschließen und das Wasser mehr sparen; sonst geht es dir aus." Menrad sagte ihm, daß dieses Wasser wohl schon so lange, als die Sonne leuchte, in Einem fort ohne Aufhören da heraus fließe, niemals abnehme und keines Auffüllens bedürfe. Er sagte ihm, daß der ganze See, den Heinrich für einen ungeheuer großen Spiegel angesehen hatte, nichts sey, als lauter Wasser. Das waren dem Kleinen wieder neue Wunder.

Menrad kehrte mit der gefüllten Kanne zurück, und fing an, seine Blumen zu begießen. „Ach, was machst du da? sagte Heinrich, da verdirbst du ja

deine Blumen; jetzt wird die Farbe abgehen.“ Menrad sagte lächelnd, daß Blumen und Kräuter, Kornhalme und Reben, Sträuche und Bäume, die auch auf eine gewisse Art lebten, das Wasser so nothwendig hätten, als der Mensch das Trinken. „Aber, sagte Heinrich, wer kann denn allen diesen Gewächsen genug Wasser zutragen? Wer steigt da hinauf und begießt die Bäume hoch dort droben auf der Spitze jenes Berges?“ Menrad sagte ihm: „Dafür ist schon gesorgt.“ „Auf welche Art, siehst du vielleicht eher, als wir denken!“ fügte er noch hinzu, indem er nach dem Gewölke blickte.

Nach einer Weile kam wirklich eine Wolke über den Berg her — und es fing an, erst sehr sanft und dann sehr stark zu regnen. Das war für Heinrich abermals eine wunderbare Erschei-

nung. „Das ist eine gute Einrichtung, sagte er; sie erspart dir viele Arbeit. Das Wasser fällt so schön, in tausend und tausend Tropfen, herab, als käme es aus einer Gießkanne. — Aber wer ließ denn diese Wolke, wie du das wunderliche Ding nennest, kommen? Wer brachte das Wasser da so hoch hinauf? Wie kommts doch, daß die Wolke so frey schwebt, und nicht herunterfällt? „Das sollst du schon noch hören!" sagte Menrad. Der Kleine sah aber dem Gewölke noch lange zu, bis es sich verzog und der Himmel wieder hell und blau wurde.

Unter dem Anstaunen lauter neuer Gegenstände, unter Freude und Bewunderung kam dem Knaben der Tag sehr schnell herum. Denn hundert Dinge, die andre Menschen aus Gewohnheit gleichgültig ansehen — ein goldgrünes

Käferlein, das auf einem Rosenblatte saß; ein gestreiftes Schneckchen, das nach dem Regen am Baumstamme hinaufkroch; die funkelnden Tropfen, die gleich Diamanten an allen Blättchen hingen; eine Grasmücke, die auf einem Baumzweige ihr herrliches Abendlied anstimmte, und dann munter von Baum zu Baum flog; die Ziegen des Einsiedlers, die gegen Abend aus den Bergen zurück kamen — waren dem Kleinen höchst wundervolle Erscheinungen, und gaben Anlaß zu mancherley Fragen und Antworten.

Endlich ging die Sonne jenseits des See's unter. „O weh, rief Heinrich erschrocken, jetzt taucht sich die Sonnenlampe dort in das Wasser; dann löscht sie aus und alle unsre Freude hat ein Ende. Wenn wir gleich eine Lampe an-

zünden — die wird uns in diesem gros-
ßen, weiten Raum wenig helfen."

Vater Menrad beruhigte ihn. „Hab'
keine Sorge, sprach er. Jetzt gehen wir
bald schlafen. Dazu brauchen wir kein
Licht. Bis wir ausgeschlafen haben,
kommt die Sonne dort auf der entge-
gen gesetzten Seite zwischen jenen Ber-
gen wieder herauf. So lauft sie, ohne
nur einen Augenblick stille zu stehen,
beständig im Kreise umher, und erleuch-
tet und erwärmet alles."

Zehntes Kapitel.

Die wichtigste Frage und die richtigste Antwort.

Heinrich kam auf seine alten Fragen
zurück, die der weise Mann mit Vor-
satze nicht sogleich beantwortet, son-
dern vielmehr die Wißbegierde des

Knaben noch immer mehr gereizt hatte. „Ja, was macht denn, fragte er wieder, daß die Sonne immer so lauft? Und wer hat dieses große, große schöne Gewölbe da oben gebaut, und es so schön blau bemahlt? Wer hat das viele Wasser in jenen Felsenstein dort eingeschlossen, daß es so reichlich und ohne Aufhören herausfließt? Wer leitet den Lauf der Wolken, daß sie so frey in der Luft herben schweben, und alle Gewächse mit so unzähligen funkelnden Tropfen befeuchten? Wer lehrte die Vögel, ohne daß sie eine Flöte haben, so schöne Lieder spielen? Wer hat Blumen und Bäume in so kleine Körnlein verborgen, daß sie, an Ort und Stelle, wo wir es haben wollen, herauskommen, den Boden weit und breit mit einem Teppiche von Gras und Blumen bedecken, und uns mit so herrlichen Geschenken überhäufen?

Wer hat alles so gut und so schön eingerichtet?"

So meynst du denn wirklich, sagte Vater Menrad, daß Jemand sey, der diese schöne Einrichtung gemacht habe?"

O ja freylich, sagte Heinrich; das ist ganz gewiß. Wer daran zweifeln wollte, müßte ja gar keinen Verstand haben. Die Männer in der Höhle mußten lange arbeiten, wenn sie dieselbe nur ein wenig vergrößern wollten. Einmal wollte die Höhle gar einfallen, und da hatten sie viele Mühe, sie zu stützen. Und an diesem schönen, großen Gewölbe sieht man nicht einmal einen Pfeiler! Unsre Lampe in der Höhle zündete sich nicht von selbst an, und wenn wir nicht im Finstern sitzen wollten, mußten wir wohl auf sie Acht haben, und immer frisches Oel nachgießen. Und das Wasser-

gefäß mußte auch immer frisch gefüllt werden, wenn wir nicht Durst leiden wollten. Was eine einzige Blume auszuschneiden für Mühe kostet, und was für ein richtiges Augenmaaß man haben müsse, weiß ich gar gut. Daß dieß alles, was wir hier herum erblicken, nicht von Menschenhänden könne gemacht seyn, begreife ich wohl. Wer aber Derjenige sey, der dieses Alles gemacht habe, das möchte ich eben wissen."

Jetzt — als der Knabe von der Größe, Schönheit und weisen Einrichtung der Welt so lebhaft gerührt, und von der Menge der Wohlthaten, die überall seinen Blicken begegneten, gleichsam überwältigt war, und von Wißbegierde brannte, inne zu werden, wer denn dieser große Wohlthäter sey, von dem alles herrühre — jetzt war der Augenblick gekommen, da der ehrwürdige Greis zu

dem Knaben von Gott — von Gottes Allmacht, Weisheit und Güte reden konnte. Mit tiefer Ehrfurcht, mit gerührter Stimme, mit Augen voll Thränen sagte ihm der Greis, daß Heinrich recht habe, daß Einer sey, der dieses Alles gemacht habe, und daß man diesen Allmächtigen, Allweisen, Allgütigen, der alle Dinge hervorgebracht und der auch den Menschen das Leben gegeben habe — Gott, unsern lieben Vater im Himmel, nenne.

Wie es dem Knaben diesen Morgen gewesen, als ihm die Sonne das erste Mal aufging und mit ihren lieblichen Strahlen alles rings umher vergoldete — so, ja noch wunderbarer war es ihm jetzt zu Muthe. Der Gedanke an Gott ging gleichsam als eine Sonne in seinem Innern auf, die von Innen heraus erleuchtete und erwärmte, und ihm die

ganze Welt umher in einem schönern, freundlichern Lichte, als einen Inbegriff von unzähligen Wohlthaten eines liebevollen Vaters sehen ließ.

„Ja, liebes Kind, fuhr Menrad fort, als er die Rührung des Knaben bemerkte, Gott ist Derjenige, der Alles, was du siehst, gemacht hat. Er hat jenes schöne, blaue Gewölbe, das wir Himmel nennen, gebildet. Er hat die Sonne angezündet und leitet ihren Lauf; nicht nur enthüllt sie uns die Wunder seiner Werke, und leuchtet uns bey unsern Geschäften; an ihren warmen Strahlen werden auch die Früchte reif und ausgekocht, wie die Speisen an dem Feuer. Er läßt reichliches Wasser aus der Erde hervorquellen und aus den Wolken herabtröpfeln, uns zu tränken und alles zu erfrischen. Er breitete auf unserm Fußboden den farbigen Teppich

von Gras und Blumen aus. Er gab den Blumen Farbe und Wohlgeruch. Er gibt uns aus der rauhen Erdscholle reichliches Brod, und läßt aus den Bergen köstlichen Wein für uns hervorrinnen. Er beladet die Aeste der Bäume mit Früchten aller Art, und läßt uns in den grünen Thälern gleichsam Bäche von Milch fließen, und Felsen und hohle Bäume von Honig triefen. Er schuf den Baum, der uns mit seinem Schatten kühlt, und mit seinem Holze wärmt. Er lehrte die Vögel ihre Lieder, mit denen sie uns erheitern. Er bekleidete das Lamm, das hier zu deinen Füßen ruht, mit zarter Wolle, aus der dein und mein Kleid gemacht ist. Er gibt alles, was wir zur Wohnung und zum Nachtlager bedürfen. Er machte alles so schön, damit wir Freude an seinen Werken haben und Ihn lieben und ver-

einst zu Ihm kommen möchten — in noch viel schönere Gegenden, als du hier um uns her erblickest, wo wir dann bey Ihm noch größere Freuden haben werden. Und obwohl wir Ihn jetzt noch nicht sehen können, so sieht Er doch uns überall, und hört jedes unsrer Worte, und weiß sogar unsre Gedanken. Mit Ihm können wir jeden Augenblick reden. Er leitet alle unsre Schicksale. Er erlöste dich aus jener Höhle und ließ dich auf den Armen zu mir hierher tragen. Er ist unser größter Wohlthäter, unser bester Freund, unser liebreichster Vater."

Heinrich hörte dem frommen Greise mit der größten Aufmerksamkeit und mit gerührtem Herzen zu, und verwandte kein Auge von ihm. Es war unter diesem Gespräche Nacht geworden, ohne daß der Kleine darauf geachtet hatte. Der

Mond, der vorhin als ein kleines, kaum bemerkbares Wölklein am Himmel schwebte, leuchtete jetzt im reinsten Glanze, und stand, von unzählichen hellfunkelnden Sternen umgeben, hoch über dem See. Der See glich einem hellen Spiegel und man glaubte darin einen zweyten Himmel mit Mond und Sternen zu entdecken, und in die Unendlichkeit zu blicken. Kein Blättchen der Bäume umher regte sich; es herrschte eine feyerliche Stille. Ein neues, noch nie empfundnes Gefühl — das Gefühl der Andacht, der Anbethung, der Nähe Gottes regte sich in Heinrichs Herzen. Und nun faltete der ehrwürdige Greis die Hände und blickte zum Himmel und bethete dem Knaben vor — und auch der Kleine erhob seine Händchen das erste Mal zum Himmel und sprach ihm jedes Wort nach. Die Thränen floßen dem guten

Knaben reichlich über die Wangen, daß der Gott, den er bisher nicht kannte, ihm dennoch schon so viel Gutes erwiesen habe. Und als der Greis das Gebeth vollendet hatte, setzte Heinrich zur großen Freude des frommen alten Mannes aus eigenem Antriebe noch hinzu: „Ich danke Dir auch noch, lieber Gott, daß Du mich aus meiner finstern Höhle befreyt und zu diesem guten Manne geführt hast, der mir so viel Schönes und Erfreuliches von Dir erzählte.“

Vater Menrad nahm hierauf den Knaben bey der Hand und führte ihn in seine Zelle. Hier machte er ihm ein Nachtlager von weichem Moose, über das er einen Teppich breitete, und deckte den Knaben mit seinem eigenen Mantel zu.

Eilftes Kapitel.

Eine Reise in's Gebirg.

Vater Menrad behielt den Knaben den Sommer über bey sich, um ihn noch mehr zu unterrichten, und ihm manche Ausdrücke und Unarten abzugewöhnen, die er unter jener schlimmen Gesellschaft angenommen hatte. Auch dachte er, hier bey der einfachen Nahrung und der gesunden Bergluft würde der Kleine, den der Aufenthalt in der unterirdischen Wohnung sehr blaß gemacht hatte, sich am besten erholen, und seine Aeltern würden dann eine desto größere Freude haben. Heinrich fing auch bald an, wieder aufzublühen — schön und hold wie eine Rose am Strahle der Morgensonne.

Gegen Mitte des Herbstes beschloß Vater Menrad, der ehemals weit umher

gekommen war, und viele Städte gesehen hatte, seinen Wanderstab noch einmal zu ergreifen und unter die Menschen zurück zu kehren, um die Aeltern des Kindes aufzusuchen. Er hatte den Vater jenes Jünglings, der den Knaben zu ihm gebracht hatte, einen frommen und klugen Landmann, der tiefer im Gebirge wohnte, ersucht, den Knaben zu sich zu nehmen, bis er ihn wieder abholen würde. Dahin wollte er den kleinen Heinrich zuerst bringen.

An einem schönen, heitern Herbstmorgen, als kaum der Morgenstern aufgegangen war, weckte er den Kleinen, ging mit ihm zur Kapelle, und verrichtete ein inbrünstiges Gebeth, daß Gott diese Reise segnen wolle. Nachdem sie hierauf ein Frühstück genommen, und sich mit Lebensmitteln auf die Reise versehen hatten, machte Menrad sich auf

den Weg, und Heinrich begleitete ihn voll Freude. Sie gingen lauter einsame Fußsteige, die nur von Alpenhirten und Gemsjägern besucht wurden. Gegen Mittag kamen sie an eine Felsenwand, an der hoch über ihnen Ziegen kletterten. Hier setzten sie sich in den Schatten, um auszuruhen, und ein kleines Mittagsmahl zu halten.

Der Knabe des Ziegenhirten kam herbey, dem ehrwürdigen Vater Menrad die Hand zu küssen. Der kleine Heinrich sprang auf und schrie voll Verwunderung laut: „Je, ein kleiner Mensch, wie ich! O, das ist schön! Das hab' ich noch gar nicht gewußt, daß es noch mehrere kleine Menschen gebe; ich glaubte, ich sey der einzige auf Erden. O, nicht wahr, du gehst mit uns?“ Der Hirtenknabe erboth sich, dem Vater Menrad die Reisetasche zu

tragen. Sie gingen miteinander weiter und Heinrich redete mit dem Hirtenknaben so angelegentlich, daß er beynahe auf sonst nichts mehr achtete.

Hierauf kamen sie in ein kleines grünes Thal zwischen hohen Felsen, wo eine Heerde Schaafe weidete, die eben dem Manne gehörte, zu dem Menrad reiste. Heinrich hatte über ein Paar kleine Lämmchen, die erst ein Paar Tage alt waren, eine ganz unbeschreibliche Freude, und streichelte sie unter allerley süßen Benennungen.

Indeß schaute sich der Greis nach dem Hirten um. Seitwärts unter einem überhängenden Felsen, aus dem eine klare Quelle hervorbrach, sah er das Hirtenmädchen sitzen, das in einer Hand den Hirtenstab, und in der andern, zu seiner Verwunderung, ein Buch

hielt,

hielt, und ganz in das Lesen vertieft schien. Er ging zu ihr hin. Sie war weiß gekleidet und hatte einen grünen Hut auf. Ihre Gesichtsbildung war sehr sanft, und in ihren Mienen bemerkte man eine stille Schwermuth. Sie hatte den Vater Menrad noch nie gesehen; allein sie erkannte ihn sogleich aus der Beschreibung, stand auf und grüßte ihn freundlich und mit sichtbarem freudigem Vertrauen.

Menrad sagte zu ihr: „Du mußt diese Heerde noch nicht lange weiden. Als ich den Mann, dem sie gehört, kürzlich sprach, sagte er mir nichts von dir.“ Sie antwortete, daß sie schon mehrere Jahre im Gebirge die Schaafe hüthe; allein in den Dienst dieses guten Mannes sey sie erst vor drey Tagen gekommen. „Woher bist du denn, frag-

te er weiter, und warum bist du so traurig?“ Das Mädchen brach sogleich in Thränen aus. „Ach, sagte sie, ich bin weit her. Eine jugendliche Unbesonnenheit hat mich in das größte Unglück gestürzt. Ich war bey einer sehr guten Herrschaft im Dienst; aus Leichtsinn ließ ich ihr einziges, liebenswürdiges Kind nur einige Augenblicke allein. Da ward es von Räubern entwendet. Vor Jammer und Traurigkeit konnte ich es bey meiner guten Frau nicht mehr aushalten, und ihre Leiden nicht mehr ansehen, und flüchtete mich in's Gebirg. Hier lebe ich nun in dieser Einsamkeit, und bethe täglich zu Gott, Er wolle das Unheil, das ich anrichtete, wieder gut machen, das Kind wieder an das Tageslicht bringen, und den unbeschreiblichen Jammer der Mutter wieder in Freude verwandeln. Gott

wird sich ja doch noch meiner Thränen erbarmen, die nur Er und diese Felsen hier fließen sehen!"

Vater Menrad sagte mit gerührter Stimme: „Ich denke, Gott hat dein Gebeth diesen Augenblick erhört." Er zog das Porträt von Heinrichs Mutter hervor, das er, um die Mutter leichter zu entdecken, mit auf die Reise genommen hatte, zeigte es dem Mädchen und sprach: „Kennst du dieses Bildniß?" Das Mädchen schrie vor Schrecken mit Freuden laut auf: O Gott! das ist das Bildniß der Gräfinn von Eichenfels, der Mutter des geraubten Kindes!"

Auf den Schrey des Mädchens kam der kleine Heinrich herbey gesprungen. Er betrachtete die neue Gestalt mit starren Augen, und sagte voll Mit-

leids: „Was weinest du und was fehlt dir? Bist du vielleicht hungrig? Sieh, da hast du Brod und zwey Aepfel! iß!“

Menrad aber sprach zu dem Mädchen: „Sieh, dieser Kleine ist das Kind, das zugleich mit dem Bildnisse geraubt wurde.“ Da war es dem Mädchen nicht anders, als bräche der Freudenschrecken ihr das Herz. Sie sank auf die Knie und rief mit hoch zum Himmel erhobenen Händen: „Ja, guter, barmherziger Gott, Du hast mein Gebeth, das ich Tag und Nacht zu Dir hinauf schickte, erhört! O sieh jetzt auch meinen Dank gnädig an! aussprechen kann ich ihn nicht!“ Und hierauf umarmte sie den kleinen Heinrich unter heißen Thränen. „O grüß dich Gott, liebster Heinrich, sagte sie; so hat dich denn Gott uns wieder geschenkt! O bist du es denn wirklich,

oder träume ich nur? — Ja, du bist es; du siehst deinem Vater so ähnlich, wie ein Thautropfen dem andern! O wie wird sich deine Mutter freuen! O freue dich doch auch; sieh, wir gehen jetzt zu deinem Vater und deiner Mutter."

Vater Menrad wischte sich eine Thräne ab, und sagte: „Sey gepriesen, guter Gott! Deine heilige Vorsicht waltet sichtbar über diesem Kinde. Du trocknest die Thränen dieser armen Jungfrau, die ohne Unterlaß zu Dir hinauf weinte. Du schenkest guten Aeltern ihr innig geliebtes Kind wieder. Du krönest sogleich meine ersten Tritte mit Segen, und ersparest mir altem Manne lange Nachforschungen. Deine Huld und Erbarmung sey ewig gepriesen!"

Menrad ging hierauf mit Heinrich und Margaretha zur Hütte des braven Bauers, die nur ein halbes Stündchen entfernt war. Der kleine Ziegenhirt übernahm es, einstweilen die Schaafe zu hüthen.

„Ist dieß mein Vater und meine Mutter?“ fragte Heinrich, als Bauer und Bäuerinn ihnen an der Hüttenthüre voll Freundlichkeit entgegen kamen, und es war ihm sehr leid, als er hörte, sie seyen es nicht. „Sie sind so freundlich; sagte er. Mein Vater und meine Mutter können nicht freundlicher seyn. Ich wäre gleich bey ihnen geblieben.“ Sie aßen hier einiges Wenige; dann setzten sie von dem Hirtenjünglinge, dem Sohne des guten Hausvaters, begleitet, ihre Reise weiter fort, kamen gegen Abend aus den Bergen herab in ein weites Thal, wo Heinrich über die vielen Häu-

ser des großen Dorfes sehr erstaunte, und fuhren mit Anbruch des Morgens auf einem Bauernwagen, den der wakere Jüngling gut zu lenken wußte, ab, in der Hoffnung, etwa in drey Tagen in Eichenfels einzutreffen.

Zwölftes Kapitel.

Der unerwartete Besuch.

Den ersten Tag ließ sich die Reise sehr gut an. Das Fahren, und die vielen Ortschaften, Schlösser und Dörfer, die an dem Wagen gleichsam vorbeyflogen, machten dem kleinen Heinrich eine ganz ungemeine Freude, und so oft er wieder ein Ritterschloß auf einem entfernten Berge erblickte, fragte er allemal, ob das noch nicht Eichenfels sey.

Allein gegen Abend des andern Tages kamen sie an einen dicken Wald.

Die Wege waren so schlecht, daß es kaum durchzukommen war. Dazu erhob sich ein fürchterlicher Sturmwind, und der Regen stürzte in Strömen herab. Die Nacht brach ein, und es wurde sehr finster. Sie waren genöthigt, in einem Wirthshause mitten im Walde, der wegen Räubereyen sehr verschrien war, zu übernachten. Indeß aßen sie etwas zu Nacht, und begaben sich zur Ruhe, um morgen recht frühe aufbrechen zu können. Müde von der Reise schliefen alle bald ein; nur Menrad, der den kleinen Heinrich zu sich in die Kammer genommen hatte, blieb noch auf, und kniete bis gegen Mitternacht an dem Tische, auf dem ein Kerzenlicht brannte, und las und bethete.

Da entstand plötzlich ein großer Lärm vor dem Hause. Mehrere rauhe Männerstimmen ließen sich hören. Es

wurde mit Gewalt an die Hausthüre und Fensterläden gepocht. Alles im Hause fuhr erschrocken aus dem Schlafe auf. Vater Menrad trat aus seiner Kammer. „Ach, Gott! rief ihm Gretchen entgegen. Ich fürchte, es sind die Räuber und wollen uns den jungen Grafen wieder nehmen.“ Menrad befahl ihr zu schweigen und ging hinunter. Auch die Wirthsleute schienen sehr erschrocken und sagten, sie getrauten sich nicht, die Thüre zu öffnen. Die Männer draußen polterten aber in Einem fort, und drohten, die Thüre zu erbrechen.

Menrad, der ein Mann voll Muthes war, sagte: „Die Thüre kann uns nicht schützen; Gott aber wird unser Schutz und Schirm seyn. In seiner Hand sind wir alle. Laßt uns se-

hen, ob wir mit den Männern nicht gütlich zurecht kommen können."

Er öffnete die Thüre; vier baumstarke bewaffnete Männer mit Bärten traten trotzig herein, und einer derselben trug eine brennende Pechfackel. „Wir müssen alle Stuben und Kammern des Hauses in Augenschein nehmen, sagten sie; unser Gebiether wird mit mehreren Leuten sogleich nachkommen, und das ganze Haus muß ihm zu Geboth stehen." Menrad fragte, wer denn ihr Gebiether sey? — und ihre Antwort versetzte ihn in ein eben so großes als angenehmes Erstaunen. Er war Graf Friedrich von Eichenfels, Heinrichs Vater. Der Graf habe, erzählten diese seine Dienstleute, nachdem er gar schwer verwundet, von seiner Wunde aber wieder hergestellt worden, das Heer nicht verlassen, sondern mit-

streiten wollen, bis der Friede erkämpft wäre. Der Friede sey nun zu Stande gekommen, und der Graf sey wirklich mit ihnen und seinen übrigen Leuten, die nicht an der Türkischen Gränze begraben worden, auf dem Heimwege.

Die Nachricht, daß es Friede sey, erfüllte alles mit Freude. Alle im Hause beeiferten sich, die braven Krieger zu bedienen. Diese wurden auch sehr freundlich und zutraulich, und entschuldigten ihr voriges ungestümmes Betragen mit der schlechten Witterung. In einem solchen schrecklichen Sturm und Platzregen, sagten sie, sey es auch einem Krieger zu verzeihen, wenn er um Mitternacht nicht gerne lange vor der Hausthüre stehen möge. Auch erzählten sie, sie hätten sich in dem finstern Walde verirret, und das Haus sicher nicht gefunden; allein das bren-

nende Licht habe ihnen zum Leitstern gedient, und ihnen wieder auf den rechten Weg geholfen.

Der kleine Umstand, daß die brennende Kerze, bey der Menrad noch so spät bethete, den Grafen hieher leitete, war für den frommen Greis, der es gewohnt war, in allem die Spuren der göttlichen Vorsehung zu sehen, sehr rührend, und er dankte Gott herzlich für diese glückliche Fügung.

Dreyzehntes Kapitel.

Freude eines edlen Vaters.

Indeß kam der Graf an, ein großer ansehnlicher Mann, von sehr edler Gesichtsbildung und einnehmendem, sanften Betragen. Er nahm den alten Vater Menrad sogleich mit auf sein

Zimmer, hieß ihn Platz nehmen, befahl von seinem eigenen Weine zu bringen, schenkte dem edlen Greise das erste Glas ein, trank auf seine Gesundheit, und hieß ihn nach altdeutscher Sitte mit dem Glase anstoßen.

„Seyd mir von Herzen willkommen, ehrwürdiger Vater! sagte der Graf. Nach einem solchen Ritte und bey solchem stürmischen Wetter unter Dach und in eine warme Stube zu kommen, ist angenehm. Aber dennoch ist mir der Anblick eures frommen, treuherzigen Gesichtes noch lieber, und thut mir recht im Herzen wohl — und ich muß euch nur sogleich mein ganzes Herz öffnen. Alle meine Leute sind, wie ihr seht, fröhlich und guter Dinge, weil es nach vielen blutigen Auftritten wieder der Heimath zugeht. Allein ich, ihr Anführer — wie es denn in dieser Welt

oft so geht — bin wohl der einzige Traurige unter ihnen. Ich fürchte, es steht bey mir zu Hause nicht alles so recht, wie es seyn soll! Meine Gemahlinn ist zwar gesund und wohl. Wegen meines einzigen Sohnes aber bin ich sehr bekümmert. Meine Gemahlinn schrieb mir schon lange Zeit her nichts Bestimmtes von ihm, und erst in ihrem letzten Schreiben meldete sie mir, ich werde ihn in dieser Welt wohl nicht mehr sehen. — Ihr seyd mit vielen Rittern bekannt, Vater Menrad; denn ihr waret vor Zeiten auch ein tapferer Kriegsmann. Ihr seyd eben auf der Reise, und vielleicht weit herum gekommen. Wißt ihr nicht, wie es in Eichenfels steht? Wenn ihr mir keine gute Auskunft geben könnet, so gebt mir wenigstens Trost."

Vater Menrad antwortete mit dem fröhlichsten Gesichte von der Welt: „Da kann ich euch die allerbesten Nachrichten geben. Euer Sohn ist gesund und der liebenswürdigste Knabe, den ich in meinem Leben gesehen habe.“ „Ihr kennet ihn?“ rief der Graf sehr begierig. „O sehr wohl! sagte Menrad. Indeß hat sich mit dem Kinde, während ihr im Felde waret, allerley zugetragen.“ Menrad erzählte dem erstaunten Grafen alles, was er von der Geschichte des Kindes wußte. Er zeigte ihm, zu mehrerer Bestätigung, das schöne Bildniß der Gräfinn. „Ja, das ist sie, sagte der Graf, nach dem Leben getroffen. Ob sie wohl jetzt noch so blühend aussieht? Ach, die arme Frau hat vieles, vieles ausgestanden! — Aber wo ist der Knabe denn jetzt?“ „Hier im Hause!“ sagte Menrad. „Hier im

Hause, rief der Graf, und fuhr auf, daß der Stuhl umstürzte. O warum hast du mir dieses denn nicht sogleich gesagt, alter Vater? Auf der Stelle führe mich zu ihm."

Menrad nahm das Kerzenlicht vom Tische, und der Graf folgte ihm in die Kammer an das Bette seines Sohnes. Der Kleine schlief so sanft wie die Unschuld, und sah so schön aus, wie ein Engel. Der Graf konnte ihn an dem Glanze des Lichtes nicht genug betrachten. „Da trift es wohl recht zu, sagte Menrad, Gott giebt seinen Kindern ihr Glück im Schlaf." Dem Grafen aber traten die Thränen in die Augen. „Mein Gott, sagte er, als ich in den Krieg zog, war er ein weinendes Kindlein, und jetzt ist er ein holder Knabe. O meine gute, liebvolle Gemahlinn! Jetzt erst verstehe ich deine Briefe, und

danke dir für die zarte Schonung, mit der du mir einen unermeßlichen Jammer ersparteſt.“ „Heinrich, liebſter Heinrich, rief er hierauf und nahm den Knaben bei der Hand, und küßte ihn sanft, wache auf, sieh, dein Vater iſt da!“ Der kleine Heinrich rieb ſich die Augen, ſtarrte ſeinen Vater an, und konnte nicht ſogleich aus dem Schlafe kommen. „Du biſt es?“ ſagte er endlich voll Freude und mit dem freundlichſten Lächeln; o grüß dich Gott, liebſter Vater! Iſt meine Mutter auch bey dir?“ Der Graf nahm den Kleinen in ſeine Arme, und weinte die ſüßeſten Thränen. „Gottes heilige Vorſicht hat dich wunderbar gerettet, liebes Kind, ſprach er. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er dich mir wieder ſchenkte.“ „Ich auch nicht, ſagte Heinrich. O der gute Gott; Er iſt doch gar ſo

liebreich und freundlich gegen uns, daß Er uns solche große Freuden macht.“ Der Graf war höchst erfreut, und hatte, als der Knabe erst vollends wach und munter geworden, über dessen natürliche lebhafte Antworten und Fragen ein Entzücken, das gar nicht zu beschreiben ist. „O Menrad, sagte er, wie vielen Dank bin ich euch schuldig! Meine ganze Grafschaft wäre zu wenig, euch für den Unterricht, den ihr dem Knaben gegeben habt, zu belohnen.“

Margaretha war indeß auch in die Kammer gekommen und stand schüchtern in der Ferne. Der Graf grüßte sie freundlich, both ihr die Hand, und sprach ihr Muth ein. „Aber die Räuber, fuhr er mit großem Unwillen fort, sollen mir ihre Missethaten schwer büßen!“ Er gab noch in der Nacht den

Beherztesten seiner Leute Befehle und Vollmachten, sie in ihrem Schlupfwinkel aufzusuchen, und gefangen nach Eichenfels zu bringen. Dann sprach er wieder mit seinem Sohne, und wäre die ganze Nacht bey ihm aufgeblieben, wenn Menrad ihn nicht erinnert hätte, daß sie alle des Schlafes bedürften, um morgen bey Zeit, und frisch und fröhlich in Eichenfels einzutreffen.

Vierzehntes Kapitel.

Die getröstete Mutter.

Die gute, edle Gräfinn lebte indeß auf ihrem Schlosse Eichenfels voll Traurigkeit und Bekümmerniß. Sie hatte die Friedensbothschaft sogleich vernommen, und hoffte nun ihren Gemahl bald zu sehen. Sie brach aber darüber in Thränen aus. „Ach, Du mein Gott,

sagte sie, ich bin doch recht unglücklich!
Was alle Welt mit Freude erfüllt, macht mir unaussprechlichen Jammer. Jede arme Söldnersfrau freut sich auf die Zurückkunft ihres Mannes — und ich kann an die Ankunft meines Gemahls nicht ohne Schrecken denken. Ach, welch ein Jammer wartet auf ihn; wie werde ich ihm die schreckliche Geschichte von dem Verluste des Kindes beybringen! O für uns beyde schlägt in dieser Welt wohl keine freudige Stunde mehr!" Es war ihr immer ganz unbeschreiblich bange. Sie fand nirgends Rast und Ruhe. Sie ging bald von einem Zimmer in das andere, bald in die Schloßkapelle, bald in den Garten. Wo sie ging und stand, bethete sie in ihrem Herzen zu Gott. Im Gebethe, in dem Gedanken, daß Gott alle Schicksale der Menschen lenke, und die verworrensten Begebenheiten zu ei-

nem glücklichen Ausgange leiten könne, fand sie allein Beruhigung.

„Du guter Gott, sagte sie, da sie sich eben wieder in die dunkelste Laube des Gartens zurückgezogen und lange schmerzlich geweint hatte, o erbarme Dich doch meiner, erbarme Dich meines Gemahls — mache Du dieser meiner schrecklichen Qual ein Ende — denn Du kannst es allein! O laß unser Wiedersehen in Freude seyn. Du hast aus den weisesten Absichten Vater und Mutter und Kind von einander getrennt und weit in der Welt zerstreut — o schenke uns unser liebes Kind wieder und führe uns alle drey wieder zusammen. Du hast schon unzählige Thränen getrocknet — o trockne auch die meinigen! Du bist ja der Allbarmherzige, und Leid in Freude zu verwandeln, ist dein liebstes Geschäft.

O Vater, Vater, liebster Vater, so sündig ich bin, so bin ich doch auch deine Tochter, und darf Dich Vater nennen — und nenne Dich auf das Geheiß Deines Sohnes getrost Vater. O Du liebst mich gewiß mehr, als ich mein Kind! O höre — höre mich, und verstoße dein Kind, deine Tochter nicht, die keine andere Zuflucht hat, als Dich."

Indem sie so bethete, hörte sie einen Fußtritt. Sie blickte auf — und sieh, Margaretha, die eben mit der übrigen Gesellschaft angelangt war, kam den langen, düstern Bogengang des Gartens herab, gerade auf die Laube zu. Ein Strahl von Hoffnung fiel in das Herz der Gräfinn, als sie Margarethen erkannte und das heitere Gesicht des Mädchens erblickte; es war ihr als sähe sie einen Engel des Himmels. „O beste, gnädige Gräfinn, fing Margaretha

an, ich bringe Euch die fröhlichsten Nachrichten von Eurem lieben Heinrich. Er lebt — und bald werdet Ihr ihn wiedersehen.“ Margaretha hatte kaum angefangen zu erzählen; so trat Vater Menrad in die Laube, um die Gräfinn auf die Ankunft ihres Sohnes und Gemahls vorzubereiten. Der kluge Mann wußte alles sehr weislich einzulenken. Die Gräfinn war nun voll freudiger Hoffnung, ihren Gemahl und ihren Sohn in einigen Tagen zu sehen, und führte Vater Menrad in das Zimmer, das sie einst mit Heinrich bewohnt hatte.

Als sie nun die Thüre öffnete, sieh, da eilte ihr Gemahl mit ihrem Sohne Heinrich auf dem Arme ihr entgegen. Sie konnte nichts als die Worte hervorbringen: „O, mein Gemahl! O, mein Kind!“ und sank dem Grafen in

die Arme. Sie weinte lange sprachlos, und benezte bald das Angesicht ihres Kindes, bald das ihres Gemahls mit den süßesten Thränen. „Nun will ich gerne sterben, sagte sie endlich, da ich dieß noch erlebt habe! O wie wunderbar weiß doch Gott alles zu lenken. Ich zitterte, dir, liebster Gemahl, ohne unsern lieben Heinrich entgegen zu kommen, und nun bringst du im ersten Augenblick des Wiedersehens ihn mir auf deinen Armen entgegen! — O Gott, in meinem ganzen Leben kann ich Dir nicht genug danken, daß Du diese schreckliche Geschichte so freudig geendet hast. Mein Leben lang will ich in keinem Leiden mehr verzagen. Du weißt am Ende alles recht zu machen. — O mein Heinrich, was für ein lieber Knabe bist du indeß geworden! O mein

Gemahl,

Gemahl, welch' ein seliges Wiedersehen hat Gott uns allen Dreyen bereitet! Er hat uns alle Drey von einander getrennt; Er hat uns wunderbar wieder zusammen geführt. Ihm sey Anbethung, Lob und Dank!" Alle Drey weinten Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott; Margaretha weinte mit, und auch Vater Menrad konnte, innigst bewegt, sich der Thränen nicht enthalten.

Nachdem sich die erste ungestümme Freude etwas gelegt hatte, fing Heinrich an, der Mutter seine Geschichte zu erzählen. Er that es mit großer Lebhaftigkeit und die Mutter mußte bald weinen und bald lächeln. Besonders lebendig schilderte er den Augenblick, wie es ihm war, da er durch den Felsenriß das erste Mal in die Welt eintrat. Mit noch mehr Freude und Rührung

Stadtbibliothek Augsburg

sprach er aber von jenem unvergeßlichen Augenblicke, da Vater Menrad ihm das erste Mal von Gott sagte, und es standen ihm, während er redete, immer die hellen Thränen in den Augen.

Wahrhaftig, sprach der Graf, ich wünschte bald, meine Kindheit auch in einer solchen Höhle zugebracht zu haben. Wir sind des Anblickes der herrlichen Werke Gottes zu gewohnt, und Gewohnheit ist der Tod alles geistigen Lebens. O daß wir Gottes Werke auch so, wie Heinrich, auf einmal und nachdem wir bereits zur Vernunft gekommen, erblicken könnten, welchen überwältigenden Eindruck würden sie auf uns machen! Du guter Gott, wie würden wir über deine Macht erstaunen, deine Weisheit bewundern, uns deiner Güte freuen — wie würden wir es bey dem Anblicke deines schönen Himmels und

deiner wundervollen Erde fühlen: Was so zu Herzen geht, muß aus irgend einem liebevollen Herzen kommen!"

Die Gräfinn sagte: „Wie es dem guten Heinrich war, als er aus seinem unterirdischen Aufenthalte das erste Mal auf Gottes schöne Erde herauf kam, so wird es uns einmal seyn, wenn wir aus diesem Erdenleben in den Himmel versetzt werden. Denn ich denke, wie Heinrichs Spielzeuge — jene Blumen und Lämmer und Bäume, an denen er in seiner Höhle doch manche Freude hatte — nur sehr unvollkommene Abbildungen dieser herrlichen Werke Gottes selbst waren, so mögen wohl alle sichtbare Schönheiten und alle Freuden dieser Welt kaum ein Schatten gegen die Schönheiten und Freuden des Himmels seyn. Nur die Freude auf

Erden, unsre Geliebten nach langer schmerzlicher Trennung wiederzusehen, mag uns ein wahres Vorgefühl geben von jener Freude des Himmels, unsre Geliebten dort wiederzusehen; denn wirklich fühle ich mich in dieser Stunde des Wiedersehens so selig, als wäre ich bereits in dem Himmel!"

Fünfzehntes Kapitel.

Das Gute belohnt, das Böse bestraft.

Nach einigen Tagen kamen die Leute des Grafen mit der Räuberbande, die sie glücklich in der Höhle beysammen gefunden hatten, in Eichenfels an. Die Räuber waren alle zwey und zwey zusammen geschlossen. Ein Wagen mit Kisten, worin sich lauter geraubte Kostbarkeiten befanden, folgte dem Zuge,

und zu oberst auf dem Wagen saß die alte Zigeunerinn. Die Räuber hatten den entronnenen Knaben gar nicht aufgesucht; denn da sie die eiserne Thüre fest verschlossen fanden, und der Felsenriß, durch den er entkam, ihnen unbekannt war, weil ein höchst baufälliger, gefährlicher Gang, in den sie sich nie hinein gewagt hatten, dahin führte: so glaubten sie, Heinrich sey entweder in einen der unermeßlich tiefen Abgründe des alten Bergwerkes gefallen, oder von einem eingestürzten Gange lebendig begraben worden.

Die Räuber waren daher sehr erstaunt, als sie bey ihrem Einzuge in Eichenfels den jungen Grafen neben seinem Vater unter dem Schloßthore stehen sahen, und sie konnten gar nicht begreifen, wie er durch die eiserne Thüre heraus gekommen. „Wir glaub-

ten, brummte der Hauptmann voll Verdruß, kein Mensch in der Welt sey uns an List und Tapferkeit gewachsen, und nun muß uns sogar ein Kind überlisten und uns in Ketten und Bande bringen. Das ist sehr ärgerlich. Nun sehe ich es aber doch ein, was ich niemals glauben wollte: „Wenn der Dieb reif ist, so holt ihn ein hinkender Büttel ein.“ Jener Musikant mit dem Hackbrette, der sich auch unter ihnen befand, sprach bey sich selbst: „Wir raubten dieses Kind, damit es uns dereinst zur Rettung dienen möge; allein, nun gereicht gerade dieses Kind uns zum Untergange. Die Leute mögen wohl recht haben, die da sagen: Wer Böses thut, findet am Ende immer, daß er sich verrechnet habe.“ Der Jüngling, der gegen den kleinen Heinrich immer so freundlich und gefällig gewesen,

und kein ganz verdorbenes Gemüth hatte, sagte: „Das hat Gott so gefügt, daß der Kleine entkam, und ich freue mich, daß er lebt, obwohl das mein Tod seyn wird. Gott zeigt auch hier wieder seine Macht, die Unschuld zu retten und die Schuldigen zu strafen. Nun geht an uns allen in Erfüllung, was mir meine Mutter immer gesagt hat: „Wenn sich der Böse auch in den Mittelpunkt der Erde verkriechen könnte, so wüßte ihn Gottes strafende Gerechtigkeit doch zu finden und ihn zur verdienten Strafe zu ziehen.“

Als Heinrich den Jüngling in seinen Ketten unter den Räubern erblickte, ging es ihm sehr zu Herzen, und er bat seinen Vater inständig, dem armen Menschen, der ihm so viel Gutes erwiesen habe, doch kein Leid zu thun. Der Graf sagte, er könne für jetzt noch nichts versprechen;

er werde ihn aber so gelinde behandeln, als es in seiner Macht stehe. Da sich bey dem Verhöre fand, daß der junge Mensch niemals Blut vergossen, und mehr der Diener der Räuber, als selbst ein Räuber gewesen sey, so wurde er zwar nicht hingerichtet, aber dennoch zum lebenslänglichen Gefängnisse verurtheilt. Der Graf milderte aber die Strafe dahin, daß er so lange, bis er hinreichende Beweise von aufrichtiger Besserung gegeben habe, in ein Arbeitshaus geschickt werden solle, dann aber zu den Seinigen wieder zurückkehren dürfe. „Sieh, sagte der Graf zu ihm, als man ihn abführte, wie nichts Böses unbestraft bleibt, so wird auch alles Gute belohnt. Die Linderung deiner Strafe hast du deiner Freundlichkeit gegen meinen Sohn zu danken. Ja, was du meinem Kinde ge-

than hast, will ich dir an deiner armen Mutter vergelten. Halte dich gut und mache, daß ich dich bald zu ihr zurücksenden könne.

Die übrigen Räuber bekamen indeß alle den blutigen Lohn, den sie durch ihre blutigen Thaten verdient hatten. Die Zigeunerinn kam auf immer in das Zuchthaus. Das geraubte Gut wurde den Eigenthümern, die man noch entdeken konnte, zurückgegeben, von dem übrigen aber auf Verwendung des Grafen ein großes Waisenhaus gebaut.

Margaretha blieb in den Diensten der Gräfinn, wie vorher, und hatte nun nach langem Leiden auch wieder frohe Tage. Den Gärtnerjungen Görge hatte man wegen seines Leichtsinns und seiner Nachläßigkeit längst fortjagen müssen; er

hatte sich überdies noch dem Trunke und andern Schlechtigkeiten ergeben, und war in seinen schönsten Jugendjahren bereits an der Auszehrung gestorben. Der Jüngling aus dem Gebirge reiste, von dem Grafen reichlich beschenkt, wieder zu seinen Aeltern zurück.

Den guten Vater Menrad hätte der Graf gerne für immer auf seinem Schlosse behalten. Er blieb zwar einige Zeit; allein er ließ sich nicht bewegen, seine Einsiedeley ganz mit einem gräflichen Schlosse zu vertauschen: „Ich will den Rest meiner Tage vollends Gott widmen, sagte er, und das glaube ich am besten in der Einsamkeit thun zu können. Ich habe lange genug in der Welt gelebt, und weiß aus Erfahrung, was an ihr ist. Sich auf die bessere Welt vorbereiten, ist das Beste, was wir in dieser Welt thun kön-

nen." Der ehrwürdige Greis segnete bey dem Abschiede, der sehr traurig war, den Grafen, die Gräfinn, und den kleinen Heinrich, der sich fast nicht von ihm wollte trennen lassen. Die gräfliche Familie begleitete den guten Mann herab unter das Schloßthor an den Wagen. Er stieg ein, blickte alle noch einmal liebreich an, und sprach noch, bevor der Wagen abfuhr: „Lebet wohl und der Friede Gottes sey mit euch. Im Himmel sehen wir uns wieder!"

Stadtbibliothek
Augsburg

L. D.
Schmid
202

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schmid, Christoph <<von>>,

Wie Heinrich von Eichenfels zur Erkenntniß Gottes kam eine Erzählung für Kinder und Kinderfreunde

Landshut 1821

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Schmid 202
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11279461-8